

SARAH SAXX

**DAS LICHT
IN MEINER**

Dämmerung

Leseprobe

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

1. Auflage, Dezember 2018

Copyright © 2018 Sarah Saxx

Alle Rechte vorbehalten.

Eine Kopie oder anderweitige Verwendung ist nur mit
schriftlicher Genehmigung von Seiten der Autorin gestattet.

Lektorat: Kornelia Schwaben-Beicht, www.abc-lektorat.de

Korrektorat: Sybille Weingrill, www.swkorrekturen.eu

Coverdesign: rauschgold, www.facebook.com/rauschgoldcover/

Verwendete Fotos: © A-Star – [shutterstock.com](https://www.shutterstock.com)

Autorenfoto: Fotografie Monika Aigner, www.fotografie-aigner.at

Herstellung und Verlag:

BoD – Books on Demand, Norderstedt

Taschenbuch: ISBN 978-3-7481-8125-5

www.sarahsaxx.com



Playlist

Don't Bother Calling – Moses Sumney
Go Away Just to Stay – Delafaye
Lost On You – Lewis Capaldi
Thunder – Fink's Mood
Every Single Night – The Harmaleighs
Big Black Car – Gregory Alan Isakov
Party Of One (feat. Sam Smith) – Brandi Carlile, Sam Smith
Toxicity – System Of A Down
Come As You Are – Imaginary Future
Come Home Safe – Trent Dabbs
Why Cry – Demo Version – Leslie Clio
Lost Without You – Freya Ridings
Evangeline – Blue Water Highway
Only You – Acoustic – Sarah Close
Bittersweet – George Glew
Love is All – The Talles Man On Earth
Sweet Dreams (Are Made Of This) – Marilyn Manson
Sorry – Aquilo
Empty House – Billy Lockett
You Said You'd Grow Old With Me – Michael Schulte
I Believe You – FLETCHER
BRAVE – K E M A L
Fly Away With Me – Tom Walker
It's Not Unusual – Tom Jones
The Sound Of Silence – Disturbed
Nothing Else Matters – Metallica
That's Amore – Dean Martin
I Can't Fall in Love Without You – Zara Larsson
Baby, It's Cold Outside – Margaret Whiting, Johnny Mercer
Silent Night, Holy Night – Mahalia Jackson
Without You – Mariah Carey



1

Eleonore

Schmerzen.

Ich hatte unbeschreibliche Schmerzen. An den Handgelenken, in die sich der Kabelbinder schnitt. Im Gesicht, gegen das immer wieder Äste schlugen, wenn ich durch ein Dickicht hetzte. Am Ellenbogen, da er meinen letzten Sturz abgefedert hatte. Mein Knöchel schmerzte, nachdem ich wegen einer Wurzel oder einem Stein umgeknickt war. Meine Lungen brannten, und ich hatte Seitenstechen.

Aber das alles war egal.

Ich durfte nicht aufgeben, keine Sekunde verschlafen.

Ich musste rennen, weil es vielleicht das Einzige war, das mein Überleben sicherte.

Tränen verschleierten meine Sicht. Ich blinzelte sie weg, durfte mich nicht ablenken lassen. Alles, was zählte, war, so schnell wie möglich den Abstand zwischen mir und meinen Verfolgern auszubauen.

»Lauf nur, Schlampe, lauf! Wir kriegen dich irgendwann, da kannst du dir sicher sein!«, hörte ich einen der beiden hinter mir rufen.

Mein Gott, sie waren mir immer noch auf den Fersen! Als hätten sie Spaß daran, mich zu jagen. Als würden sie mir absichtlich einen Vorsprung geben, nur um immer wieder zu mir aufzuschließen.

Was für ein krankes Spiel trieben die beiden eigentlich?

Wieder änderte ich die Richtung in der Hoffnung, Franco und Boxer abzulenken. Ob sie wirklich so hießen, bezweifelte ich, aber zumindest hatten sie sich gegenseitig so genannt. Nicht in meiner Gegenwart, aber die Wand zwischen Fahrerkabine und Kofferraum des Fluchtwagens war dünn, der Motor leise. Zumindest leiser als der meines alten Chevy.

Kleinigkeiten waren mir aufgefallen, aber ich wollte mich unbedingt an alles erinnern.

Wie an die krumme Nase und die schmalen Lippen des einen Kerls. An seine Tätowierung, von der ich am Shirtkragen und am Ärmel nur Spitzen rausragen gesehen hatte. Oder daran, dass der andere Mann etwas dicker war, einen hässlichen Schnauzbart hatte und die Haare zu einer Vokuhila wie in den Achtzigern geschnitten trug. Jedes verdammte Detail versuchte ich, mir fest einzuprägen, sodass es im Falle meiner Rettung die beiden Arschlöcher eindeutig identifizieren würde, die meinen Zwilingsbruder erschossen hatten.

Lenny ... mein Leonard.

Ein Geräusch wie ein Schluchzen verließ zwischen lauten Atemzügen meinen Mund, und ich zwang mich zur Selbstbeherrschung. Es war schon schlimm genug, dass ich meine Atmung nicht mehr unter Kontrolle hatte. Es durfte nicht sein, dass meine Trauer den Richtungswechsel verriet und die Verfolger mir dadurch weiterhin dicht auf den Fersen bleiben konnten.

Ich hatte keine Ahnung, wie lange ich inzwischen durch diesen Wald hetzte. Ich wusste nur, dass ich noch nie in meinem Leben so weit gelaufen war. Meine Kräfte ließen nach, und darauf setzten diese Kerle bestimmt. Ich fragte mich allerdings, wieso sie mich nicht längst geschnappt hatten. Inzwischen war ich bei Weitem nicht mehr so schnell wie zu Beginn meiner Flucht. Waren die beiden auch schon am Ende ihrer Kräfte? Oder wollten sie, dass ich mich in Sicherheit wog, nur um mich genau dann zu schnappen? Sie wussten, dass ich sie identifizieren können würde. Weil ich sie auch ohne die Sturmmasken gesehen hatte, die sie in dem Juwelierladen, in dem ich mit Lenny gewesen war, getragen hatten. Warum also hatten sie mich nicht schon längst geschnappt?

Als ich in diesem Kofferraum eingesperrt gewesen war, mein Zeitgefühl längst verloren hatte, um mein Leben bangte, von Platzangst und heftiger Trauer um Lenny, den wichtigsten Menschen in meinem Leben, geschüttelt wurde, hatte ich zum ersten Mal seit meiner Kindheit wieder gebetet. Ich hatte Gott angefleht. Falls er existieren sollte, möge er mir helfen. Mir irgendein Zeichen schicken, dass es gut für mich ausgehen würde. Ich war mit meinen einundzwanzig Jahren zu jung zum Sterben.

Auch Leonard hätte es verdient gehabt, noch sein Leben vor sich zu haben. Immerhin wollte er Rebecca einen Antrag machen! Gott, ich durfte gar nicht darüber nachdenken ... Genau wie für mich hatte mein Bruder alles für sie bedeutet. Die beiden zusammen zu sehen, war einfach süß gewesen. Sie hatten alles verkörpert, was ich mir auch erhoffte, irgendwann zu finden. Die große Liebe.

Konzentrier dich, Eleonore!

Im Moment galt es einfach nur, zu überleben und von diesen zwei Geisteskranken hinter mir wegzukommen.

Ich sollte unbedingt aus diesem verdammten Wald raus, bestenfalls eine Straße finden, um ein Auto anzuhalten – falls in dieser gottverlassenen Gegend überhaupt jemand lebte.

Egal wie, ich musste weg von hier, weg von diesen beiden Wahnsinnigen, die mich, schon als sie mich in den Kofferraum geworfen hatten, hatten wissen lassen, was sie noch alles mit mir vorhätten. Wie sie ihre Beute aus dem Juwelierladen mit mir feiern wollten.

Magensäure kroch meine Kehle nach oben beim Gedanken daran ...

O nein! Ich musste das verhindern. Sie hatten sich ... mir schon genug genommen ...

Ein Rauschen drang an meine Ohren. Automatisch änderte ich die Richtung, peilte das Geräusch an. Es dauerte nicht lange, bis ich den vielleicht fünfzehn Meter breiten Fluss fand, der sich seinen Weg durch den Wald bahnte. Dichtes Gestrüpp verdeckte das Ufer. Ich schöpfte Hoffnung. Dieses Gewässer und die herabhängenden Äste könnten meine Rettung sein.

Oder mein Tod.

Doch hatte ich eine Wahl?

Ich warf einen Blick über meine Schulter. Hinter mir konnte ich niemanden erkennen, aber ich hatte seit einiger Zeit auch immer wieder kleine Erhebungen und Täler überwinden müssen, die mir zusätzlich zu den Bäumen Sichtschutz vor meinen Verfolgern boten.

Ohne zu zögern, lief ich auf den Fluss zu. Ich betete, dass er in seiner Mitte so seicht wäre, dass ich noch stehen könnte. Falls nicht, wusste ich nicht, ob mich mein Pullover unter Wasser ziehen würde. Oder ob ich mit meinen vor dem Körper gefesselten

Händen ertrinken oder mich die Kälte des Gewässers lähmen würde. Trotzdem war er vielleicht meine einzige Rettung.

Ich drängte mich an Ästen vorbei, ignorierte den Schmerz von Brennesseln auf meinen Händen und lief ins Wasser. Sofort fühlten sich meine Chucks schwer an, und es war, als würde der Fluss sie mir bei jedem Schritt ausziehen wollen. Es war beißend kalt, doch ich hetzte hinein, als wäre es warm wie eine heiße Badewanne.

Mein Herz klopfte verzweifelt gegen meinen Kehlkopf, während die Kälte um meine Mitte die Lungen noch enger schnürte. Die Strömung zerrte an meinen Beinen, und ich hatte Mühe, mich dagegenzustemmen und nicht umgeworfen zu werden.

»Da ist sie, Franco! Dort ... im Wasser!«

Panisch drehte ich mich um und entdeckte die beiden am Ufer etwas flussaufwärts.

Nein, nein, nein! Bitte nicht!

Ich kämpfte mich schneller voran. Nur noch wenige Meter bis zur anderen Seite.

Ein Schuss peitschte durch die Luft. Hektisch füllte ich meine Lungen mit Sauerstoff, sackte ins Wasser und tauchte unter.

Zum Glück war ich nicht getroffen worden. Mit den Armen versuchte ich, in einer halbwegs aufrechten Position zu bleiben. Die Augen hatte ich weit aufgerissen, aber ich konnte nicht viel erkennen. Mein Atem wurde knapp, ich musste bald wieder Luft holen, sonst würde ich ohnmächtig werden und ertrinken. Ich tastete mit den Füßen nach dem Boden, fand meinen Stand. Nur ganz kurz drückte ich mich aus dem Wasser, füllte gierig meine Lungen auf und tauchte sofort wieder unter. Ich betete, dass mich die beiden nicht gesehen hatten. Doch da hörte ich bereits die nächsten Schüsse. Panisch tastete ich mich unter Wasser weiter in die Richtung vor, in der ich das Ufer vermutete. Dort würden mir überhängende Äste Sichtschutz bieten, und ich würde die beiden vielleicht ein Stückchen mehr abhängen können. Doch irgendwas sagte mir, dass sie nicht wasserscheu waren und der eisige Fluss die Kerle nicht aufhalten würde ...

Im Schutz der Blätter zog ich mich aus dem Wasser. Auch wenn mein ganzer Körper nach Sauerstoff schrie, versuchte ich, so leise wie möglich ein- und auszuatmen und keine hektischen Bewegungen zu machen. Kurz drehte ich mich um und wagte

einen Blick durch den Blättervorhang auf den Fluss und dessen andere Seite, doch ich konnte niemanden entdecken. Aber vermutlich nutzten die beiden nur dieselbe Taktik wie ich. Oder aber sie waren im Wasser und tauchten in meine Richtung. Der Gedanke daran trieb mich wieder an. Ich hatte keine Zeit, mich auszuruhen. Ich war noch immer nicht in Sicherheit.

Mit letzter Kraft kämpfte ich mich an herunterhängenden Wurzeln den niedrigen Hang nach oben. Immer wieder rutschten meine Füße auf dem lehmigen Boden ab. Meine Hände waren blutig, doch das alles war egal. Wunden konnten heilen, aber Leben konnte nicht wieder eingehaucht werden.

»Wenn du denkst, dass wir dich nicht kriegen, hast du dich geschnitten, Schlampe!«, dröhnte es in einiger Entfernung hinter mir über das Rauschen des Wassers hinweg. »Wir finden dich, egal, wo du dich versteckst! Du kannst uns nicht entkommen.«

Es hätten nur Floskeln sein können, die mir Angst machen sollten, doch etwas sagte mir, dass sie es tatsächlich so meinten ... Ein eisiger Schauer schüttelte mich, bevor ich mich noch schneller nach oben kämpfte.

Endlich hatte ich die obere Kuppe der Böschung erreicht. Ein paar wenige Bäume säumten deren Rand, und dahinter entdeckte ich ... vielleicht meine Rettung. Oder meinen Tod – in Anbetracht dessen, wie nah mir meine Entführer auf den Fersen waren und dass sie auch nicht davor zurückschrecken, ein weiteres Mal auf jemanden zu schießen.

Die Straße vor mir wirkte zwar nicht, als würde sie tagtäglich von mehreren Hundert Autofahrern genutzt werden, aber sie sah auch nicht verlassen aus. Sie machte den Eindruck, als würde sie regelmäßig befahren werden. Einige Schlaglöcher waren ausgebessert worden, was ich als gutes Zeichen wertete.

Ich wechselte die Straßenseite, rutschte den kleinen Abhang hinunter, in dessen Schutz ich entlang der Fahrbahn weiterlief. Ob mich die gewählte Richtung in die Nähe von Menschen bringen würde, wusste ich nicht. Genauso wenig, ob mich meine Verfolger bald einholen würden. Das kalte Wasser hatte mich um meine letzten Kräfte gebracht. Meine Klamotten klebten nass, eisig und schwer an mir und lähmten mich zusätzlich. Ich war so unglaublich müde und hatte das Gefühl, nur in Zeitlupe vorwärtszukommen. Wie in einem Albtraum, in dem man vor

etwas davonlaufen will, sich aber nicht vom Fleck bewegte. Mit dem Unterschied, dass das hier kein Traum war, aus dem ich irgendwann erwachen würde ...

Ein Motorengeräusch aus der Ferne ließ mich aufhorchen. Angst schwappte erneut in mir hoch. Was, wenn ich im Wald im Kreis gelaufen war? Wenn ich nun wieder fast an der Stelle angekommen war, an der die beiden vor gefühlten Stunden die Reifenpanne hatten, die sie gezwungen hatte, anzuhalten und im Kofferraum nach dem Reserverad zu sehen? Würde mein kurzer Moment der Freiheit wieder an der Stelle enden, an der sie begonnen hatte? Immerhin sah es hier ähnlich aus wie an jenem Waldweg, an dem sie mich aus dem Wagen gescheucht hatten und ich weggerannt war.

Oder hatte ich tatsächlich Glück und meine Rettung nahte in Form eines hoffentlich freundlichen Menschen, der mich mitnahm?

Ich duckte mich an den Rand der Böschung, bis ich das Auto erkennen konnte. Es war ein dunkelgrüner Pick-up, nicht der schwarze Ford von Franco und Boxer. Mit letzter Kraft kämpfte ich mich zurück auf die Straße, taumelte ein paar Schritte, ehe ich auf meinen Knien zusammensackte.

Fahr langsamer ... bitte!

Ich flehte den Fahrer an, betete erneut zu Gott, mir zu helfen. Mich am Leben zu lassen ...

Wer wusste schon, wann das nächste Auto hier vorbeifahren würde? Es war immerhin Oktober, die Nächte hier im Norden waren eisig kalt, und es würde nicht mehr lange bis zum Sonnenuntergang dauern.

Hinter dem Lenkrad konnte ich einen Mann mit dunklen langen Haaren und dichtem Bart erkennen. Er sah düster aus, und trotzdem hob ich hoffnungsvoll meine gefesselten Hände, um auf mich aufmerksam zu machen, doch ... der Wagen fuhr ungebremst an mir vorbei.

Was ...?!

Dabei *musste* er mich gesehen haben! Völlig entgeistert sackte ich zur Seite, setzte mich auf die Straße und sah dem Pick-up hinterher.

Immer wieder hörte man von Leuten, die keinen Funken Zivilcourage bewiesen und die einer Person in Not, die ich

doch ganz offensichtlich war, nicht zu Hilfe kamen. Aber es am eigenen Leib zu erleben – noch dazu unter diesen Umständen –, war wie ein harter Schlag in die Magengegend, der Verzweiflung, Fassungslosigkeit und Wut in mir aufwirbelte.

2



Ethan

»Argh!« Wütend schlug ich mit der flachen Hand auf das Lenkrad.

Wieso zur Hölle musste gerade mir das passieren? Warum stand diese Frau dort, die offensichtlich Hilfe brauchte?

Ich hätte einfach weiterfahren und sie ihrem Schicksal überlassen sollen.

Doch ich konnte nicht.

Nicht, weil ich über Nacht ein besserer Mensch geworden war. Denn der war ich nicht und würde ich auch nie werden. Aber diese Frau rief Emotionen in mir wach, die ich seit gut fünfzehn Jahren zu verdrängen versuchte. Bilder, die mich zu dem Menschen gemacht hatten, der ich heute war.

Ich ignorierte den Druck auf meiner Brust, das Gefühl, dass sich alles in mir zusammenzog und mir den Atem nahm, als würde ich mich in einem Schraubstock befinden.

Viel zu fest trat ich auf die Bremse und schlug das Lenkrad ein. Ich musste den Rückwärtsgang einlegen, um meinen Pick-up auf der Straße zu wenden, und selbst jetzt war ich mir immer noch nicht sicher, ob ich nicht doch ein zweites Mal an ihr vorbeifahren sollte. Aber ich wusste genau, dass ich dann mit mir selbst nicht mehr ins Reine kommen würde. Ein so großes Arschloch war ich dann auch wieder nicht. Also fuhr ich zurück.

Gerade raffte sie sich wieder auf. Auf wackeligen Beinen starrte sie mir entgegen, und hätte ich nicht gewusst, dass mir das gerade wirklich passierte, hätte ich gesagt, sie wäre einem schlechten Zombiefilm oder einem Psychothriller entsprungen. Wobei ich mit Letzterem vielleicht nicht so unrecht hatte – und diese Vermutung drückte wie ein schwerer Knoten in meinem Magen.

Ihre Kleidung klebte nass an ihrem Körper. Sie war über und über mit Schlamm und Dreck verschmiert. Von ihren brünetten

Haaren, die ihr weit über die Schultern reichten, tropfte Wasser – sie musste wohl gerade aus dem Fluss gestiegen sein, denn geregnet hatte es hier seit Tagen nicht. Wenn sie nicht bald trockene Klamotten anziehen würde, stand einer Lungenentzündung nichts im Weg. Doch nicht das war Grund für mich gewesen, den Wagen zu wenden. Ihr musste etwas zugestoßen sein, was keine Frau erleben sollte. Niemals. Ich hatte den Kabelbinder gesehen, der sich in ihr Fleisch an den Handgelenken schnitt. Er und die Kratzer im Gesicht, das Hämatom an ihrer Wange und die Blutspuren auf ihrer Jeans und ihrem Oberteil riefen Erinnerungen wach, die ich die längste Zeit verdrängt hatte.

Deshalb war ich umgekehrt.

Ich schüttelte die Eiseskälte ab, die bei den Bildern aus der Vergangenheit über meine Haut kroch, und hielt neben ihr.

Die Angst stand in ihren weit aufgerissenen Augen.

Gott, verdammt, ja, sie fürchtete sich vor mir. Was für mich nichts Neues war, aber es war die falsche Reaktion auf mich. Gerade jetzt, wo sie doch offensichtlich Hilfe benötigte.

Ich stieg aus und holte aus dem Fond eine Decke, die ich auf den Fahrersitz legte.

Langsam näherte ich mich der Frau. Verunsichert keuchte sie auf und wich ein paar torkelnde Schritte zurück, bis sie fast wieder die Böschung hinabgefallen wäre.

»Vorsicht, hinter dir«, sagte ich leise, um sie nicht zu verschrecken, und deutete mit dem Kopf auf den abfallenden Hang.

Sofort zuckte sie zusammen, als hätte ich ihr gesagt, dass ein Braunbär hinter ihr stünde. Sie strauchelte und stolperte wieder in meine Richtung. Es musste etwas oder jemand hinter ihr her sein, und wenn es wirklich so war, wäre es gut, so schnell wie möglich von hier zu verschwinden.

»Ich tu dir nichts, okay? Ich will dir helfen«, sagte ich ruhig, aber bestimmt.

Ihre Augen huschten wieder zu mir.

»Ich bringe dich weg von hier, aber erst musst du mich die Kabelbinder durchtrennen lassen. Dazu werde ich ein Messer benutzen.« Zum Beweis zog ich mein Klappmesser halb aus der Hosentasche, um es ihr zu zeigen.

Immer noch war ihr ganzer Körper angespannt. In gebückter Haltung stand sie vor mir, als wäre sie bereit, sofort zu fliehen

oder sich zu verteidigen – was mich beeindruckte, denn sie wirkte, als wäre das Ende ihrer Kräfte bereits überschritten.

»Ich bin Ethan. Ich tu dir nichts, ich bringe dich von hier weg. Vor wem auch immer du davonläufst, er oder sie wird dich nicht finden, dafür kann ich sorgen. Aber dazu müssen wir hier weg. Und das geht nur, wenn du mir vertraust.«

Sie atmete gehetzt. Ihre Augen bewegten sich schnell zwischen mir, meinem Pick-up, dem Waldstück und dem dahinterliegenden Fluss hin und her. Dann nickte sie zaghaft und kam mit vorgestreckten Händen und zitternd auf mich zu.

Ich umfasste mit einer Hand ihre Fäuste, während ich die Klinge durch ihre Fessel führte, als wäre sie Butter.

Sie keuchte auf, zog geräuschvoll Luft zwischen den Zähnen ein, als das Kunststoffband auf die Straße fiel. Ich hob es auf, klappte mein Messer wieder zu und steckte es mit dem Kabelbinder ein. Dann griff ich nach der Decke und legte sie ihr über die Schultern. Ich half ihr beim Einsteigen, ehe ich mich wieder hinter das Steuer setzte.

Schweigend fuhr ich den Weg zurück, den ich ursprünglich gekommen war. Meine geplanten Erledigungen musste ich vorerst verschieben ...

Während der Fahrt musterte ich die Frau immer wieder von der Seite. Ihre Lider waren schwer, doch sie zwang sich dazu, die Augen offen zu halten. Ihre Lippen waren blau vor Kälte, und trotz der Decke zitterte sie am ganzen Körper – was bestimmt auch auf den Schock und die abfallende Anspannung zurückzuführen war.

»Ich bin Ethan. Ethan McConnor«, sagte ich noch einmal.

Langsam drehte sie den Kopf in meine Richtung. »Eleonore«, hauchte sie kraftlos.

Ihren Nachnamen verschwieg sie mir.

Ich nickte, dann richtete ich den Blick wieder nach vorn auf die Straße. Zu gern wollte ich mehr erfahren, wollte wissen, wer ihr das angetan hatte oder vor wem sie davonlief. Wer sie so zugerichtet hatte ... Wut in einer Art, wie ich sie lange nicht empfunden hatte, brodelte in mir hoch. Mit aller Kraft umklammerte ich das Lenkrad und biss die Zähne aufeinander. Ich wollte sie nicht noch mehr verschrecken oder sie gar so verängstigen, dass sie vor mir davonlief – denn das würde

vermutlich ihren Tod bedeuten. Die Nächte waren frostig, sie musste dringend die nassen Klamotten loswerden.

»Du brauchst keine Angst zu haben, ich werde dir helfen. Ich bringe dich in Sicherheit, wo du dich in trockener Kleidung vor dem Kamin wärmen kannst. Und dann fahre ich dich zur nächsten Polizeistation.«

Eine Weile sagte sie nichts. Ich war mir nicht sicher, ob sie mir überhaupt zugehört hatte oder ob sie eingeschlafen war, also wandte ich den Kopf in ihre Richtung. Ihr Blick war in die Ferne gerichtet, die Augen immer noch ängstlich und verstört aufgerissen.

»Du bist in Sicherheit, Eleonore. Es ist vorbei.«

Sie drehte den Kopf und sah mich an. Zaghafte nickte sie, dann sah ich eine einzelne Träne auf ihrer Wange.

Heulende Weiber konnte ich nicht ausstehen. Sie heulten wegen allem. Egal, was es war. Sie heulten nicht nur, wenn sie traurig waren, sondern auch, wenn sie sich freuten. Sie heulten bei Geburten und sogar, wenn sie sich einen Film ansahen. Bei Hochzeiten und nach dem Sex.

Nicht, dass ich massig Erfahrung mit Frauen hatte, aber wenn, dann hatten sie regelmäßig geheult. Die meiste Zeit jedoch hielt ich mich von ihnen fern.

Aus Prinzip.

Doch als ich sah, wie gequält Eleonore aussah und wie sie litt, regte sich etwas in mir, das lange tot geglaubt war.

3



Eleonore

»Du musst sie zur Polizei bringen, Ethan. Das hättest du gestern schon tun sollen.«

Leise drang eine männliche Stimme an mein Ohr, die ich noch nie zuvor gehört hatte. Glaubte ich zumindest.

Alles in meinem Kopf war verschwommen.

»Ich weiß, Heathcliff.« *Diese* raue Stimme, die übellauniger als beim letzten Mal klang, kam mir jedoch bekannt vor. »Aber du weißt, in welchem Zustand sie war. Es wär ja schon unmöglich gewesen, sie mit zu mir zu nehmen. Und eigentlich wär sie besser dran, wenn ich sie nicht zum Sheriff fahren würde.«

»Du mischst dich da in Dinge ein, die dich nichts angehen – und das macht die Situation nicht besser. Für sie nicht und für dich nicht.«

»Ja, verdammt!« Nun war der mürrische Kerl lauter geworden.

Dabei wollte ich das alles nicht mitbekommen. Am liebsten hätte ich weitergeschlafen. Diese Unterhaltung konnte ich jedoch nicht ausblenden. Mein Kopf war zwar noch träge, aber irgendwas sagte mir, dass sie über mich sprachen. Außerdem fühlte sich mein ganzer Körper an, als wäre ich in eine Metallpresse gefallen und jemand hätte mich herausgezogen und wieder auseinandergefaltet. Ich wollte meine Lider öffnen, doch sie waren zu schwer, das Licht zu grell. Also hielt ich sie geschlossen und lauschte weiter ...

»Schon gut, schon gut! Sobald sie wach ist, bring ich sie zur Polizei. Dann können die sich um sie kümmern, und mein Teil ist getan.«

Der raue Ton und die scharfen Worte trafen mich hart. Immer noch fühlte es sich an wie ein seltsamer Traum. Doch dann formte sich ein Bild zu dieser Stimme: Ein großer, breit gebauter Kerl mit kantigen Wangenknochen, hoher Stirn, dichten Brauen

und finsterem, undurchschaubarem Blick erschien vor meinem inneren Auge. Der Rest seines Gesichtes war von einem dichten Bart verdeckt, der genauso dunkel war wie seine Augen und seine Haare, die ihm bis über die Schultern reichten. Doch die Worte, die gestern zwischen seinen vollen Lippen hervorgekommen waren, hatten mich beruhigt. Sie waren sanft gewesen und hatten in krassem Gegensatz zu seinem Äußeren gestanden, das mich wirklich verschreckt hatte – und zu jenen, die ich eben mit anhören musste.

Dann fiel es mir wieder ein: Dieser Mann hatte mich gerettet!

Und mit einer Wucht, die mir für einen Moment den Atem raubte, traf mich die Erinnerung.

Lenny und ich im Juwelierladen.

Die maskierten Männer, die ihn gestürmt hatten.

Mein Bruder, wie er sich mutig vor mich gestellt und darum gefleht hatte, dass sie mir nichts tun sollten. Wie er erst einen Faustschlag ins Gesicht bekam – und wie er anschließend seine simple Bitte mit seinem Leben bezahlt hatte.

Erschrocken keuchte ich auf, als ich in meinen Gedanken wieder den Schuss hörte sowie unmittelbar danach das Eintreffen der Kugel in Lennys Kopf neben meinem. Fast war es so, als würde ich sein Blut wieder auf meinem Gesicht spüren ... Als hätte jemand die Repeat-Taste gedrückt und der schlimmste Moment meines Lebens würde sich gerade wiederholen.

Die Heftigkeit der Empfindungen, die mich durchströmten, ließen mich zusammenzucken, und ich setzte mich ruckartig auf – was eine schlechte Idee war. Schmerzerfüllt stöhnte ich auf und sackte zurück, eine Hand gegen meinen Kopf gepresst.

»Bleib liegen!«, hörte ich die tiefe, barsche Stimme neben mir, die gestern noch viel netter geklungen hatte.

Ich blinzelte unter meiner Hand hindurch und sah in diese durchdringenden Augen, die ein beklemmendes Gefühl in mir auslösten, wie in dem Moment, als er mich von der Straße aufgelesen hatte. Genau genommen machte mir der Mann keine Angst, aber ich fühlte mich trotzdem irgendwie ... unbehaglich in seiner Gegenwart.

Dass er mir nun befahl, liegen zu bleiben, verstärkte diese Empfindung nur noch. Eigentlich wollte ich protestieren, wollte mich gegen seine scharfen Worte wehren und aufstehen. Ich

wollte weg, doch nach allem, was ich erlebt hatte, war es vermutlich besser, wenn ich gehorchte.

»Wie lange ... bin ich schon hier?« Ich hoffte, zumindest nicht so hilflos und schutzbedürftig zu wirken, wie ich klang.

»Seit gestern Abend. Du bist auf der Fahrt eingeschlafen und nicht mehr aufgewacht.«

Ich sah mich um. Ich lag zugedeckt auf einer dunkelbraunen, abgewetzten Couch vor einem großen Kamin, in dem verkohltes Holz lag. Es strahlte immer noch eine leichte Wärme aus und war vielleicht mit ein Grund, warum ich so tief und fest geschlafen hatte.

Mein Herz machte einen nervösen Satz. Ich dachte an den Fluss, an den Schlamm und die Erde, die überall an mir geklebt hatten, und das Wasser, das meine Klamotten bis auf die Haut durchnässt hatte. Nervös und peinlich berührt, hob ich die Decke und sah an mir herab. Das, was ich trug, war definitiv nicht meine Kleidung.

»Ich hab dich umgezogen«, sagte er mit derselben Ruhe und Gleichgültigkeit wie zuvor. »Deine Sachen waren nass und völlig verdreht.«

Die Art, wie er es sagte, störte mich. Als ob ich was für den Zustand könnte, in dem er mich aufgelesen hatte. Dass er mich umziehen musste.

»Danke, das wäre nicht nötig gewesen, ich ...«

»Doch, war es. Du hättest doch nur die Couch versaut.«

»Ich meine ... du hättest mich auch wecken können, damit ich mich selbst umziehe ...«, hielt ich, wenn auch schwach, dagegen. Sollte ich nicht eher dankbar sein dafür, dass er mich von der Straße aufgelesen hatte?

»Hab ich versucht. Aber du warst völlig hinüber.«

Er zuckte mit den Schultern und drehte sich von mir weg. Dann kam er mit einem Teller, auf dem ein Sandwich lag, einem Wasserglas und einer Tablette zurück.

»Nimm das gegen die Schmerzen. Du hast Prellungen und bestimmt einen Muskelkater.«

Seine bestimmende, unwirsche Art nervte mich, doch ich sagte nichts darauf und presste nur die Lippen aufeinander. Immerhin hatte er mich vor Franco und Boxer gerettet. Er hatte *mein Leben* gerettet.

Mühsam setzte ich mich auf. Jede noch so kleine Bewegung ließ mich sämtliche Muskeln spüren. Gleichzeitig fühlte ich seinen intensiven Blick auf mir. Kurz blinzelte ich zu ihm hoch, als ich saß, dann streckte ich meine aufgeschrammten Hände nach dem Glas und der Pille aus. Dabei fiel mir der Verband an beiden Handgelenken auf. Irritiert strich ich über die Bandage und runzelte die Stirn.

Der Kabelbinder.

Wieder fühlte ich das dünne Kunststoffband, wie es sich in meine Haut geschnitten hatte.

»Du wirst sie brauchen«, sagte Ethan und hielt mir die Tablette hin. »Trink!«

Als ich nicht sofort reagierte, schnaubte er auf und verschränkte seine Arme vor der Brust. Dadurch wirkte er noch breiter, noch Furcht einflößender.

»Denkst du etwa, ich will dich mit der Pille oder dem Wasser vergiften? Dich betäuben? Glaub mir, deine Bewusstlosigkeit letzte Nacht hat mir gereicht.« Er musterte mich abschätzig. »Ich bin nicht wirklich begeistert davon, dich hier zu haben. Ehrlich gestanden war ich gestern kurz davor, dich im Wald zurückzulassen ...«

Ich schluckte. Also hatte ich mich nicht geirrt, als der Pick-up zunächst an mir vorbeigefahren war.

»Aber ich hab es nicht getan«, fuhr er fort und runzelte die Stirn, als könnte er es selbst nicht fassen. »Und glaub mir, du warst schon die letzten zwanzig Stunden wie betäubt. Im Grunde hab ich nur darauf gewartet, dass du aufwachst, damit ich dich zur nächsten Polizeistation fahren kann – was wir jetzt auch gleich machen werden.« Er zögerte kurz. »Dann kannst du Anzeige erstatten und anschließend deine Familie anrufen, damit sie dich abholt. Busse oder Züge fahren hier nicht.«

Seine Worte trafen mich wie ein Schlag ins Gesicht. Klar, ich konnte nicht erwarten, dass er mich mit offenen Armen aufnehmen würde – bei Gott, das hätte ich auch nicht gewollt. Aber einfache Freundlichkeit kannte er wohl auch nicht. Nein, er hatte nicht einmal Skrupel, mich sofort wieder rauszuwerfen.

Ich schaute auf meine bandagierten Handgelenke und versuchte, den Kloß in meinem Hals wegzuräuspern.

Das war hart, denn dort draußen, womöglich in unmittelbarer Nähe, suchten Franco und Boxer nach mir – ich war mir so sicher, dass sie das taten. Immerhin hatten sie es mich gestern mehr als einmal lautstark wissen lassen, und das waren garantiert keine leeren Drohungen gewesen.

Meine Hände begannen zu zittern.

Gestern hatte dieser Ethan mir noch versprochen, dass ich in Sicherheit sei, und heute ... Aber wie sollte er auch wissen, was ich erlebt hatte ...

»Ich habe keine Familie mehr«, gestand ich leise und ignorierte, wie sich meine Brust dabei schmerzhaft zusammenzog ...

Er hob fragend eine Augenbraue, doch ich hatte nicht die Kraft, ihm jetzt meine Lebensgeschichte aufzutischen. Abgesehen davon, dass sie ihn nichts anging.

Stattdessen nahm ich missmutig die Tablette und spülte sie mit einem Schluck Wasser hinunter.

»Trink aus!«, herrschte er mich an. »Du hast stundenlang keine Flüssigkeit zu dir genommen. Also *trink* das verdammte Wasser, iss das Sandwich, und dann zieh dich um!«

Mit diesen Worten warf er mir ein Bündel Stoff auf die Beine, das ich als meine Kleidung identifizierte, dann drehte er sich um und verließ den Raum.

Mein Herz klopfte wild, als ich die dunkle Holztür anstarrte, die Ethan nicht gerade sanft geschlossen hatte. Keine Ahnung, was genau ich erwartet hatte, als ich in seinen Wagen gestiegen war. Aber bestimmt nicht, dass ich innerhalb kürzester Zeit wieder allein dastehen würde. Ohne Auto, ohne Telefon, ohne Geld. Ohne Plan, wo ich war, geschweige denn, wo ich hinsollte.

Andererseits war genau das die knallharte Realität: Ich *war* allein und auf mich gestellt ...

Die Anspannung, die ich gestern gefühlt und die für mein Überleben gesorgt hatte, nahm augenblicklich wieder meinen Körper ein. Dass ich lange tief und fest geschlafen hatte, war zwar gut gewesen, aber es fühlte sich an wie ein kurzer Stopp, bevor es mit der Jagd auf mich weiterging ... Auf die einzige Zeugin, die die Gesichter der Juwelenräuber und der Mörder meines Bruders kannte.

Das Sandwich ignorierte ich. Unmöglich konnte ich jetzt was essen. Das restliche Wasser würgte ich trotzdem hinunter.

Mit zitternder Hand stellte ich das Glas auf einem Tischchen ab, dann griff ich nach meiner Jeans und dem Pullover, die tatsächlich trocken waren. Doch es klebte immer noch der Dreck daran, der mich an die Hetzjagd durch den Wald erinnerte. Auch die Blutspritzer konnte ich deutlich drauf erkennen, die mir erneut auf schmerzliche Weise die letzten Sekunden mit meinem Bruder ins Bewusstsein riefen.

Mühsam unterdrückte ich ein Schluchzen. Keine Ahnung, wie ich das alles durchstehen sollte, wie ich damit klarkommen sollte, dass jetzt nur noch ein Teil von mir existierte. Dass meine bessere Hälfte – mein Lenny – nicht mehr bei mir war.

Ich wusste nicht, wohin der Mann verschwunden war, aber ich wollte nicht, dass er hörte, wie wütend und einsam ich mich fühlte. Dass mich die Hilflosigkeit förmlich zerfraß und ich jetzt schon das Gefühl hatte, wie eine Irre durchzudrehen. Deshalb biss ich mir so fest auf die Zunge, bis ich Blut schmeckte. Ich grub meine schmutzigen Fingernägel in die Haut meiner Hände, ließ mich Schmerz spüren, den ich unter Kontrolle hatte. Schmerz, den ich mir zufügte und den ich beenden konnte, wann ich wollte. Das machte mir bewusst, dass ich noch lebte und sich daran nichts ändern sollte. Denn ich hatte nicht vor, aufzugeben. Das war ich Lenny schuldig.

Als ich mich wieder einigermaßen beruhigt hatte, lauschte ich in die Stille. Dann öffnete ich langsam die Tür und streckte meinen Kopf in den Flur, der quer durch die Hütte zu verlaufen schien, denn an beiden Enden konnte ich Türen erkennen, die offen standen und nach draußen führten.

»Hallo?«, rief ich nach einigem Zögern.

»Was ist?«, hörte ich Ethan, noch bevor er in der Tür zu meiner Linken auftauchte.

»Kann ich mich noch waschen, bevor wir fahren?«

Ich hielt meine Hände hoch, als müsste ich ihm zeigen, wie schmutzig ich war. Ehrlich gesagt wollte ich nicht wissen, wie mein Gesicht und meine Haare aussahen – vermutlich waren auch dort dieselben Schlammflecken und Blutspritzer zu sehen wie auf meiner Kleidung und den Schuhen.

»Nein, kannst du nicht. Oder willst du Beweismaterial vernichten?«

Er sah mich eindringlich und mit völlig autoritärem Blick an. Ich war mir sicher, es war eine rhetorische Frage gewesen. Wie zum Beweis ließ er mich erneut allein zurück.

Mich nervte seine bestimmende Art, aber andererseits hatte er natürlich recht. Also ging ich zurück zur Couch.

Die Kleidung, die Ethan mir angezogen hatte, konnte nicht von ihm sein – dafür war sie viel zu klein, auch wenn mir die Hose von den Hüften rutschte und ich sie festhalten musste. Das T-Shirt war riesig, und trotzdem würde Ethan es mit seinen breiten Schultern unmöglich tragen können. Ich fragte mich, wem die Klamotten wohl gehörten, als mir der zweite Mann wieder einfiel, mit dem er vorhin gesprochen hatte. Doch seitdem hatte ich ihn nicht wieder gehört, geschweige denn gesehen.

Es dauerte eine Weile, bis ich mich angezogen hatte. Erleichtert stellte ich fest, dass ich noch meine Unterwäsche trug. Das T-Shirt und die Jogginghose legte ich mit der zusammengefalteten Decke und dem Kissen auf die Couch. Auf einer Kommode lagen Angelzeitschriften. Über dem Kamin hingen ein paar alte Schwarz-Weiß-Fotografien, die Leute aus einer längst vergangenen Zeit zeigten. Sonst konnte ich jedoch nichts Persönliches erkennen. Nichts, was mir mehr über Ethan, meinen mysteriösen Retter, oder den zweiten Mann verraten hätte. Und da ich keinen Grund mehr hatte, noch länger meine Abfahrt hinauszuzögern, trat ich hinaus in den Flur.



4

Eleonore

Ein Blick in den Spiegel in der Sonnenblende genügte, um meine Vermutung zu bestätigen. Ich sah tatsächlich aus wie eine der Überlebenden aus *The Walking Dead*. Und so gern ich mir ein leises Aufstöhnen auch verkneifen wollte, ich schaffte es nicht.

Dieses Geräusch zog Ethans Blick auf mich. Er hatte eine Augenbraue angehoben und die Stirn gerunzelt. Vielleicht dachte er, dass ich eines dieser Collegepüppchen wäre, für die das Aussehen neben Dates und Feiern das Wichtigste war. Ich hatte aber keine Lust und vor allem nicht die Kraft, mich zu rechtfertigen oder sonst darauf einzugehen. Dass mich mein Spiegelbild nur noch einmal schmerzlich an gestern erinnerte, ging ihn nichts an.

»Wenn ich kein Beweismaterial zerstören soll, indem ich mich wasche, wieso bringst du mich dann erst heute zur Polizei?« Diese Frage musste ich unbedingt loswerden. Ich zwang mich, seinem Blick standzuhalten, als er den Motor startete. »Wäre es nicht besser, wenn alle Spuren noch frisch wären? Und die Kerle ... die könnten inzwischen über alle Berge sein.« Was sie bestimmt nicht waren, aber diese Vermutung verschwieg ich.

Seine Kiefer mahlten aufeinander, und sein Gesicht verzog sich zu einer grimmigen Maske. »Denkst du wirklich, dass du gestern noch fähig gewesen wärst, eine Aussage zu machen? Du bist nach wenigen Meilen in einen komatösen Tiefschlaf gefallen.«

Fest presste ich meine Lippen aufeinander. Wo er recht hatte, hatte er recht. Trotzdem fand ich sein Verhalten seltsam, und in meinem Kopf wollte es noch nicht so richtig Sinn ergeben.

»Wie weit müssen wir fahren?«, fragte ich deshalb, um zu erfahren, wie lange ich nun diese seltsame Spannung zwischen uns auf engstem Raum ertragen musste.

»Ein paar Meilen. Nicht ganz eine Stunde.«

Ich schluckte. War ich wirklich im Nirgendwo gelandet? Andererseits zeigte der Blick aus dem Fenster rundherum nur Wald und Wildnis. Gestern war ich wohl tatsächlich bis in die Tiefen des Bundesstaats Washington vorgedrungen.

Aber eine Stunde neben diesem mürrischen Kerl zu sitzen, war ... eine große Herausforderung. Wir schwiegen fast durchgehend, und ich nutzte die Zeit, ihn mir genauer anzusehen. Immerhin hatte er dazu auch die Gelegenheit gehabt, während ich geschlafen hatte. Dass ich trotz meiner Angst und der lebensnotwendigen Anspannung bei ihm einen Zustand völliger Entspannung erreicht hatte, wunderte mich noch immer, da er nicht gerade einen freundlichen Eindruck auf mich machte. Trotzdem hatte mein Unterbewusstsein ihm so vertraut, dass es mich in einen Tiefschlaf geschickt hatte.

Irgendwie wirkte er auf mich wie ein Mann, der Distanz zu anderen Leuten hielt, indem er sie mit seiner mürrischen Art und dem wilden und trotzdem gepflegten Äußeren abschreckte. Er sah düster und grimmig aus mit seinem dichten, dunklen Bart, unter dem – wie ich jetzt feststellte – eine Narbe quer über seine rechte Wange verlief, die vielleicht so lang war wie mein kleiner Finger.

»Hör auf damit!«

Seine scharfen Worte ließen mich zusammenzucken. Fest biss ich meine Zähne aufeinander und sah wieder zum Fenster hinaus.

»Ich mag es nicht, wenn du mich so anstarrst«, sagte er dann etwas leiser, doch nicht weniger barsch.

»Und ich mag es nicht, wenn man ohne Grund unfreundlich zu mir ist«, erwiderte ich und verschränkte die Arme vor der Brust. Was ich gleich bereute.

Sofort spürte ich wieder den scharfen Schmerz an den Handgelenken und die Prellungen an meinen Rippen. Als ich mich umgezogen hatte, hatte ich die vielen blauen Flecken gesehen, mit denen mein Körper übersät war. Male, die von der Hetzjagd durch den Wald stammten und mich wohl noch ein paar Tage, wenn nicht Wochen, an gestern erinnern würden.

Mit einem lang gezogenen Atemzug löste ich die Arme wieder und legte meine Hände locker auf die Oberschenkel, da mich jede andere Position schmerzte.

»Wie bist du überhaupt hier gelandet?«, fragte er, ohne sich für seine Art zu entschuldigen. »Stammst du aus der Gegend?«

»Ich komme aus Spokane.«

»Spokane? Das ist in Washington, richtig?«, fragte er und wirbelte damit unzählige Fragen in mir hoch.

»Wir ... sind nicht mehr in Washington?« Meine Stimme klang unnatürlich hoch.

Ethan gab ein brummendes Geräusch von sich und sah mich neugierig an. »Nein, in Montana.«

Heilige ...!

Ich hatte gestern – eingesperrt in den Kofferraum – völlig das Zeitgefühl verloren. Dass ich dabei zwei Staaten durchquert hatte, schockierte mich. Verkrampft hielt ich mich an der Wagentür fest, unschlüssig, ob ich Ethan bitten sollte, zu halten, oder ob Frischluft während der Fahrt ausreichen würde, die Übelkeit in mir zu verjagen.

Immer wieder huschte sein Blick von der Straße zu mir.

»Alles okay?«

Ich nickte und schluckte.

»Dein Zuhause ist ein gutes Stück von hier entfernt.« Überraschenderweise war seine Stimme fast so sanft wie gestern, wenn auch immer noch brummig. Sein Blick war jetzt starr auf die Straße gerichtet, also sah ich wieder aus dem Seitenfenster.

Zuhause ... Dort wäre ich jetzt gerne. Vor zwei Tagen hatte ich noch mit Leonard und Rebecca auf ihrer Terrasse gegessen, nachdem wir den Garten winterfest gemacht hatten. Die letzten Sonnenstrahlen hatten unser Gesicht gewärmt und ...

»O Gott!« Mein ganzer Körper versteifte sich, und Angst trieb meinen Herzschlag an.

»Was ist?« Ethan stieg auf die Bremse, und der Gurt zerrte mich schmerzhaft fest in den Sitz, ehe der Wagen zum Stehen kam.

»Ich muss Rebecca anrufen ... unbedingt.« Ich sah in seine dunklen Augen. »Hast du ein Telefon?«

»Seh ich so aus?«, fragte er finster und fuhr wieder an.

Ich hörte, wie er etwas murmelte, das so klang wie »Weiber«.

»Du verstehst nicht. Ich muss dringend telefonieren. Ich muss ihr sagen, dass ...«

»Hier kannst du nicht telefonieren. Selbst wenn ich ein Mobiltelefon hätte, hätten wir keinen Empfang.«

Unruhe erfasste mich. »Weißt du, wo das nächste Telefon ist? Ich muss sofort mit ihr sprechen ...«

»Hör zu, ich weiß ja nicht, wieso du jetzt so hysterisch bist. Das allein stehende Haus, in dem du letzte Nacht geschlafen hast, gehört Heathcliff. Und die nächste Siedlung ist eine gute halbe Stunde von hier entfernt. Ich bin mir sicher, dass du auch noch später mit dieser Rebecca telefonieren und sie bitten kannst, dass sie dich abholt.«

Unsägliche Wut kochte in mir hoch, und in diesem Moment war es mir egal, dass der Mann mit der Narbe im Gesicht und dem Messer in der Hosentasche mich so düster ansah und, seit ich wach geworden war, kein einziges freundliches Wort für mich übrig hatte.

»Rebecca ist die Freundin meines Bruders! Sein Blut klebt auf meinem Pullover! Und die Kerle, die ihn erschossen und mich gestern durch den Wald gejagt haben wie Freiwild, haben meine Handtasche, in der mein Telefon und meine Geldbörse inklusive meiner Ausweise sind. Da Rebecca als einer meiner Notfallkontakte gespeichert ist, muss ich sie warnen, dass vielleicht auch ihr Leben in Gefahr ist, du Arsch!«

*Als Dunkelheit über sie hereinbricht,
wird sie zum Licht in seiner Dämmerung.*

Eleonore Zander hat nicht nur den für sie wichtigsten Menschen verloren, sondern muss auch um ihr eigenes Leben fürchten. Auf der Flucht trifft sie auf den mürrischen Ethan McConnor, der zurückgezogen in den Wäldern am Fuße der Rocky Mountains lebt. Er bietet ihr Zuflucht an, als sie schwer traumatisiert und zu Tode verängstigt am Straßenrand kauert. Mit seinen langen Haaren und dem dichten Bart wirkt er eher wild als vertrauenserweckend. Sein Blick ist düster, beinahe angsteinflößend, und doch bleibt Eleonore nichts anderes übrig, als ihm zu vertrauen.

Fernab der Zivilisation begibt sie sich in den Schutz dieses Mannes, dessen raue Schale sie nach und nach durchdringt. Aus Angst wird Neugierde. Aus Neugierde Interesse. Und aus Interesse Wertschätzung sowie eine tiefe Zuneigung, mit der sie beide nicht gerechnet haben. Besonders Ethan nicht, der seit seiner Kindheit niemandem wirklich nahe sein kann. Trotzdem gelingt es Eleonore, sein versteinertes Herz auf eine Weise zu berühren, dass er sie um jeden Preis vor der drohenden Gefahr retten will. Zur Not auch mit seinem Leben.

Erscheint am 22. Januar 2019